



Kanzelrede  
der Ministerin für Schule und Weiterbildung  
des Landes Nordrhein-Westfalen,  
Sylvia Löhrmann

**“Den Kindern gerecht werden“**  
**Kanzelrede in der Kreuzkirche Bonn**

24. August 2014

*– Es gilt das gesprochene Wort. –*

Anrede,  
die Situation hier erinnert mich ein bisschen an die Schule, die allererste Stunde in einer neuen Klasse. Sie sitzen hier ganz ähnlich wie dort die Schülerinnen und Schüler: Neugierig, erwartungsvoll, vielleicht auch ein wenig skeptisch.

Sie kennen – als geübte Kanzelredengemeinde – wie die Schülerinnen und Schüler andere Lehrerinnen und Lehrer kennen, andere Rednerinnen und Redner, und fragen sich, vielleicht mit einer routinierten Skepsis:

Ob die da vorne das wohl kann?  
Wie die wohl ist?  
Was die uns da jetzt wohl erzählt?

Jede und jeder hat seine eigenen Gedanken, Gefühle, bringt in das Zuhören die eigene Geschichte, die eigenen Erfahrungen mit, hat die eigenen Fragen und Antworten.

Jede und jeder ein eigenes Individuum – und doch eine Gemeinschaft. Hier die Gemeinde, dort die Schulklasse.

Doch es gibt Unterschiede. Über Kinder und Klassen hören wir oft, es seien zu viele in einer Klasse, zu viele verschiedene, zu viele verschiedene Kinder, mit und ohne Behinderungen, mit kulturellen Entscheidungen. Über „zu viele“ Gemeindemitglieder, Kirchenbesucherinnen und -besucher, Christinnen und Christen, über viele verschiedene, würden wir uns freuen und es wäre gar nicht wichtig für uns, ob sie ein Handicap haben oder nicht. Hauptsache erst einmal, sie sind da.

„Lasst die Menschen zu mir kommen“. Oder, weil wir ja alle Kinder Gottes sind:  
„Lasst die Kinder zu mir kommen“

Anrede,  
diesen Satz habe ich in Reden und Diskussionen gerade zu Inklusion häufiger schon eher salopp verwendet.

Heute geben Sie mir die Chance und Herausforderung, diese einfache Formulierung einmal genauer anzuschauen.

Denn als Grundlage für die heutige Kanzelrede habe ich mir genau diesen Text ausgesucht. Die Segnung der Kinder. Und zwar in der Fassung bei Markus:

Die „Bibel in gerechter Sprache“ übersetzt die Verse 13 bis 16 im Kapitel zehn des Markus-Evangeliums wie folgt:

„Leute aus dem Dorf brachten Kinder zu Jesus, damit er sie berühre. Aber die Jüngerinnen und Jünger herrschten sie an. Als Jesus das sah, wurde er wütend und sagte zu ihnen: „Lasst die Kinder zu mir kommen und hindert sie nicht daran, denn sie gehören zu Gottes Reich. Ja, ich sage euch: Nur wer Gottes Reich wie ein Kind aufnimmt, wird dort hineingelangen.“ Und er nahm die Kinder in die Arme, segnete sie und legte die Hände auf sie.“

*(Bibel in gerechter Sprache, Gütersloh 2007, S. 1909.)*

Anrede,  
der Bibeltext macht keine Angaben darüber, was für Kinder da kommen. Hier gibt uns ein Blick in die Lebenswelt der Kinder zur Zeit von Jesus Auskunft:

Im Israel des 1. Jahrhunderts gab es keine Mittelschicht. Über 90 Prozent der Menschen waren arm oder bettelarm, hungerten.

Die Supermacht Rom holte sich alles, was es zu holen gab; Krieg und Vertreibung waren Alltag.

Wir sehen die Kinder in diesem Elend: abgemagert, schwach, verängstigt.

Wahrscheinlich waren Waisen und Halbwaisen dabei. Und sie kamen gar nicht von allein. Leute aus dem Dorf brachten sie, weil sie diese Kinder liebten und angenommen hatten. Sie wollten, dass Jesus diese Kinder berührte. Und ihnen damit Kraft und Energie gab. Vielleicht zunächst einmal, damit sie überhaupt weiterleben können.

Jesus hat diese Kinder angenommen. Er hat sich dieser Kinder angenommen. Am Ende kommt die Botschaft an seine Jüngerinnen und Jünger:

„Ja, ich sage euch: Nur wer Gottes Reich wie ein Kind aufnimmt, wird dort hineingelangen.“

Die Leute aus dem Dorf haben es vorgemacht, wie man ein Kind aufnimmt. Jesus hat es vorgemacht, wie man ein Kind aufnimmt. Kinder, die Schwächsten in der Gesellschaft, gerade wenn sie vernachlässigt, ohne Eltern oder schwer krank sind. Sie aufzunehmen, voraussetzungslos, das ist eine der zentralen christlichen Aufgaben. Und diese Aufgabe hat Jesus mit dieser Geschichte an alle seine Jüngerinnen und Jünger – an die gesamte Christengemeinde – auch an Sie hier im Zentrum von Bonn, in der Bundesstadt stellt.

Mit Ihrem Engagement im Kinderhaus, in der Offenen Ganztagschule und ihren vielen anderen Angeboten für Kinder und Jugendliche nehmen Sie hier im Bonner Zentrum überaus engagiert diese Aufgabe an.

Anrede,

es gibt noch die andere, bekanntere Lesart des Predigttextes: Wir sollen wie die Kinder – also vermeintlich naiv, unschuldig, ohne großes Nachdenken – das Reich Gottes empfangen. Das ist – als Germanistin darf ich das mal sagen – die nominativische Lesart.

Ich bevorzuge, gerade wenn ich mir die Kinder vorstelle, die damals zu Jesus gebracht wurden, die akkusativische Lesart: So, wie wir Kinder aufnehmen, annehmen und uns um sie kümmern, so sollen wir uns auch um das Reich Gottes kümmern.

Zwei Zumutungen. Wir sollen Kinder aufnehmen, annehmen und uns um sie kümmern. Zumutung eins. Und dann auch noch das Reich Gottes aufnehmen, annehmen und uns darum kümmern. Zumutung zwei.

Und – weil eine Kanzelrede zeitlich beschränkt ist, und ich Pädagogin aber nicht Theologin bin – beschränke ich mich hier und heute nur auf die erste dieser beiden Zumutungen: Wie sollen wir Kinder aufnehmen, annehmen und uns um sie kümmern? Wie sollen wir also den Kindern gerecht werden?

Jesus nimmt alle Kinder auf, die zu ihm gebracht werden. Voraussetzungslos. Ob sie schlau sind, ob sie krank sind, ob sie jüdisch sind, ob sie Waisen sind – das ist ihm nicht egal, aber es ändert nichts daran, dass er sie aufnimmt und sich ihnen annimmt. Jesus sagt nicht: Lasst die Kinder mit Gymnasialempfehlung zu mir kommen. Oder: Lasst die Kinder ohne Migrationshintergrund zu mir kommen. Oder: Lasst die gesunden Kinder zu mir kommen.

Nein: Jesus wertet nicht. Er sortiert nicht, er etikettiert nicht. Er kennt nicht den Begriff „sonderpädagogischer Förderbedarf“ und braucht keine sieben verschiedenen Förderbereiche. Wir machen all das. Jesus nicht. Deutschland ist – entschuldigen Sie dieses schreckliche Wort - Kinder-Sortier-Weltmeister.

Empörend! Empörend? Wirklich nur empörend???

Nein, nicht einfach nur empörend. Dann wäre es einfach. Dann bräuchten wir Empörten nur einen Hebel umlegen und alles wäre gut.

Doch so einfach ist es nicht. Ich frage Sie: Warum sortieren wir denn überhaupt? –

Alle Schulen machen es mit bester Absicht. Und wir sortieren in bester Absicht. Und, deshalb sage ich das alles ohne Schuldzuweisung, wir haben eine lange Tradition. Weil wir lange Zeit geglaubt haben – und viele/manche immer noch glauben – dass wir nur so, indem wir das tun, den Kindern gerecht werden können!

Wir wollten doch immer schon die Kinder so gut wie möglich fördern. Nach ihren Möglichkeiten. Und wir haben dann diese Förderung versucht zu sichern, indem wir die Kinder eben nach Förderbereichen und Schulformen getrennt haben und trennen.

Gerade im Umgang mit unseren Kindern mit Handicap waren die Förderschulen extrem wichtig, damit überhaupt erst einmal diese Kinder entsprechend ihren Möglichkeiten gefördert werden. Es gibt Länder, in denen gibt es für Kinder mit Handicap kein Bildungsrecht. Wir haben dies mit den Förderschulen erst geschaffen. Ihnen sind wir damit mehr gerecht geworden als vorher.

Doch hier können wir nicht stehen bleiben. Im 21. Jahrhundert geht es darum, den Kindern noch gerechter zu werden. Es geht um bessere Förderung, aber vor allem um individuelle gleichberechtigte Teilhabe. Um Inklusion. Zu der sich unser Staat bekannt hat und eine Menschenrechtskonvention ratifiziert hat.

Wir haben lange neue Systeme und Institutionen geschaffen für Menschen mit Handicap, Menschen mit Migrationshintergrund, Menschen mit leerem Geldbeutel. Nun ist es an der Zeit, dass es dafür nicht immer neue Systeme braucht, sondern dass unsere Gesellschaft so gestaltet ist, dass jeder Mensch überall das vorfindet, was sie, was er oder sie zur Teilhabe braucht. Das ist Inklusion. Wertschätzung, Anerkennung, Respekt überall in der Gesellschaft und nicht nur in abgegrenzten Teilbereichen.

Anrede,  
diese Wertschätzung erfahren die Kinder nicht von den Jüngerinnen und Jüngern. Vielmehr heißt es im von mir ausgewählten Bibeltext: „Aber die Jüngerinnen und Jünger herrschten sie an. Als Jesus das sah, wurde er wütend“. Ja, sogar wütend auf die, die ihm bedingungslos nachfolgen. Jesus ist nur sehr selten wütend geworden – das zeigt, wie wichtig ihm diese Situation ist.

Und es fordert auch Kirche im Hier und Jetzt heraus:  
Ist Kirche wirklich ein Ort für Kinder? Für alle Kinder?  
An welchen Stellen erfahren sie Zurückweisung durch die Kirche?  
Und reicht es, wenn wir sie nur kommen lassen?  
Müssen wir nicht viel mehr zu Ihnen hingehen?

Auch zu den muslimischen Kindern; zu den Kindern, die in Bildungsarmut aufwachsen; die in Flüchtlingsunterkünften leben; zu den Kindern, die noch nie etwas von Gott gehört haben. Ohne missionarischen Eifer, aber mit dem Willen, ihnen Kraft und Hoffnung zu geben.

Warum wird Jesus eigentlich so wütend? Ich glaube, weil er die Kinder als Geschenk sieht. Jedes einzelne. Er will sie alle. Voraussetzungslos. Er nimmt sie in ihrem Sosein an. Segnet sie, berührt sie, umarmt sie.

Anrede,

es gibt einen Motivationstrick in der Schule. Am Anfang des Schuljahres verteilt die Lehrerin ein Aufgabenheft, in jedem steht vorne die Note eins drin. Ganz zu Beginn einer neuen Lernetappe. Und dann erklärt sie den Schülerinnen und Schülern, was sie tun müssen, damit sie die Eins auch behalten.

Das ist das gleiche Prinzip: Am Anfang steht das Annehmen, das Zutrauen, die Hoffnung. Natürlich verbunden mit Erwartung, mit Herausforderung, mit Leistungsanforderung. Auch Jesus setzt Erwartungen in die Kinder. Er erwartet, dass sie aus seinem Segen, seiner Berührung, seinem Aufnehmen Kraft für ihr Leben schöpfen. Und er traut es ihnen zu. Und die Kinder sind mitgekommen – also haben sie selbst Hoffnung.

Das unterscheidet sie übrigens von manchem Kind heute. Die Shell-Studie zeigt uns, dass Kinder aus benachteiligten Milieus keine Zuversicht haben.

Das ist ein ganz zentraler Befund: Bedenken Sie, ob Kinder glauben, am besten durch Eltern vermittelt – ob also Kinder glauben, dass sie etwas bewirken, verändern können das ist so wichtig.

Etwas schaffen können, gestalten können, Mut zur Veränderung haben – wie wichtig das ist! Auch mal was versuchen, was nicht klappt. Es darf auch scheitern geben! Und dann es selbstständig oder gemeinsam zu verbessern.

Das alles nennen wir in der pädagogischen Sprache ‚Gestaltungskompetenz‘. Ohne das bekommen Kinder keine Zuversicht.

Und diese jedem Kind innewohnende schöpferische Zuversicht haben viele Kinder schon im frühen Alter verloren.

Zuversicht als innere Stärke und Vertrauen darauf, überhaupt eine Zukunft zu haben, eine Chance zu bekommen – das brauchen alle Kinder.

Anrede,

wenn nicht nur einzelne, sondern die gesamte Gesellschaft die Herausforderung annimmt, sich um unsere Kinder zu kümmern, bedeutet das nichts weniger, als sich um die Zukunft zu kümmern. Das wiederum stellt uns vor die zentrale Aufgabe, dass wir die, die die Zukunft unserer Gesellschaft und unserer Welt sind, ins Zentrum stellen, und das sind unsere Kinder.

So haben wir es erfreulicherweise vor drei Jahren im Schulkonsens geschafft. Auch als Grundlage für meine Arbeit. Gemeinsam haben wir es formuliert: Kinder stehen im Mittelpunkt, nicht Strukturen. Das ist ein ganz wichtiger Part.

Alles, was wir planen, müssen wir in erster Linie aus der Sicht der Kinder und Jugendlichen denken.

Der gesellschaftliche Schlüssel für eine nachhaltige Gerechtigkeit – auch in materieller Hinsicht – liegt in Bildung.

Bildung meint: Fachlich und menschlich; – bezogen auf Wissen, Kompetenzen, Persönlichkeits- und Menschenbildung.

Unsere Kinder von heute gestalten die Welt von morgen. Die Haltung und das Miteinander, den Respekt, die Achtung und Wertschätzung sich und anderen gegenüber, die unsere Kinder heute erfahren, tragen sie in ihrer Haltung morgen weiter.

Im Mittelpunkt stehen also die Kinder und nicht die Strukturen. Das bedeutet ganz konkret: Strukturen werden nicht um ihrer selbst willen aufrecht erhalten. Sondern Strukturen müssen sich daran messen lassen, ob sie unseren Kindern und Jugendlichen dient.

Das betrifft die Schulstruktur ebenso wie die Strukturen in der Schulverwaltung. Aber auch und gerade die Strukturen in den Schulen vor Ort. Und auch die Strukturen in der Kirche vor Ort sollten – so jedenfalls der Auftrag von Jesus – daran gemessen werden.

Anrede,  
Kinder statt Strukturen: das ist ein bedeutsamer Paradigmenwechsel; er ist auch noch längst nicht überall vollzogen. Schließlich haben wir 6.000 Schulen in Nordrhein-Westfalen an unterschiedlichen Orten – und Entwicklungsprozesse laufen nicht gleichzeitig.

Doch wenn wir dies beherzigen, können wir den Teufelskreis von Armut und Bildungsferne endlich durchbrechen – denn soziale Auslese ist immer noch die Achillesferse des deutschen Bildungssystems.

Diese soziale Auslese, das kann ich als Christin mit Blick auf die Segnung der Kinder im Markusevangelium nur so deutlich sagen, ist beschämend.

Wenn der Geldbeutel der Eltern darüber entscheidet, welche Zukunftschancen ein Kind hat, dann läuft etwas falsch. Auch deshalb stärken wir mit vielen neuen Schulen das längere gemeinsame Lernen, auch deshalb setzen wir uns für Ganztage und einen guten Ganztage ein – weil wir mit diesen neuen Strukturen – die auch neues Denken befördern – diese soziale Auslese aufbrechen und verändern können.

Dabei ist mir wichtig, dass wir das nicht verordnen, sondern dass das in den Kommunen geschieht und letztlich der Elternwille darüber entscheidet, welche Schulen es vor Ort geht.

Kein Kind zurücklassen, aber auch kein Kind behindern beim Vorankommen – also jedem Kind gerecht werden. Und zwar so wie es ist. Das ist der Kern des „Lasst die Kinder zu mir kommen“.

Den Kindern gerecht werden bedeutet für Schule vor Ort, dass sie der gegebenen Vielfalt „gerecht“ wird. Z.B. durch individuelle Förderung, durch den Ganzttag, durch die Kultur des Erinnerns, durch inner- und außerschulische Lernorte.

Und dass sie einen weiteren Perspektivwechsel schaffen: weg von der Defizitorientierung hin zur Potentialorientierung. Oder, einfach ausgedrückt: Nicht, was Kinder noch nicht können, sondern was sie können ist entscheidend und ist der Ausgangspunkt für Lernprozesse. Ein einseitiger Blick auf die Defizite blockiert die Potentiale und verdeckt sie auch.

Schulen sind für die Kinder da, und zwar immer für die, die wir gerade haben, und nicht für die, die wir gerne hätten.

Die Gesellschaft muss als Ganzes in der Zukunft ankommen und nicht nur in ausgewählten Teilen. Es schadet deshalb überhaupt nichts, einige mal auf der Rolltreppe oder im Fahrstuhl fahren zu lassen, weil sie schwächer sind als andere. Es schadet auch nichts, wenn die Stärkeren sich den Schwächeren widmen und sie unterstützen – im Gegenteil. Das schafft erstens soziale Kompetenzen, und es vertieft zweitens auch das selbst Gelernte. Es schafft Zusammenhalt – unabhängig von der Stärke oder Schwäche des Einzelnen.

Anrede,

„Wenn Eure Gerechtigkeit nicht besser ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen“, lehrt Jesus seine Jünger (Mt, 5, 20).

Pragmatisch übersetzt heißt das für mich: Auf die Praxis kommt es an.

Unsere praktischen Erfahrungen bestimmen unseren Zugang zur Welt, unser Verhalten und unsere Haltung. Wir müssen möglichst früh damit beginnen, Kindern und Jugendlichen genau diese Erfahrungen zu ermöglichen. Gemeinsames Lernen, Integration und Inklusion sind praktische Erfahrungen.

Es muss uns langfristig gelingen, jedes einzelne Kind und jeden einzelnen Jugendlichen zu fördern und damit Barrieren abzubauen.

Hoffungslose Fälle dürfen wir uns, wenn wir Jesus ernst nehmen, und auch wenn wir die Gesellschaft voranbringen wollen, nicht leisten.

Das gelingt uns, wenn wir mit gemeinsamem Lernen, individueller Förderung und Teilhabe aller Menschen unser Schulsystem leistungsfähiger machen, in der Breite und in der Spitze.



Die Devise lautet: Kein Kind darf verloren gehen, alle Talente müssen gefördert und Verschiedenheit wertgeschätzt werden.

In diesem Sinne verstehe ich unter Inklusion mehr als das gemeinsame Lernen von Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung.

Es ist ebenso das gemeinsame Lernen von Kindern und Jugendlichen mit unterschiedlichen sozialen, familiären, kulturellen Wurzeln und Voraussetzungen, die unsere Gesellschaft vielfältig gestalten und bereichern.

Diese Vielfalt gilt es pädagogisch aufzugreifen, zu gestalten und zu entfalten, damit wir Achtung, Respekt, Wertschätzung und Verantwortungsbewusstsein schärfen.

Anrede,  
ich könnte mir gut einen Jesus in der heutigen Welt vorstellen, der zornig gegen uns alle wird – weil er sieht, wie ungerecht wir als ganze Gesellschaft mit unseren Kindern noch immer umgehen. „Den Kindern gerecht werden“ heißt sein Auftrag an jede und jeden Einzelnen, an jede Kindertagesstätte und Schule, an jede Kirchengemeinde, jede Stadt, unsere ganze Gesellschaft.

Wie das geht, hat er uns in der Geschichte der Kindersegnung gezeigt: Am Anfang steht das Annehmen, das Zutrauen, die Hoffnung. Es folgt das Aufrichten, das Stärken, das Befähigen. Und am Ende? Da spiegelt sich in jedem Kinderauge das ganze Reich Gottes.